

Rauschen, weiße Flecken

Von Julya Rabinowich

Das Bildnis eines jungen Mannes, umringt von einer Großfamilie, im Schatten der Steinsäulen, im Schatten der mächtigen Gebäude am Heldenplatz. Sieben junge Menschen, drei Erwachsene, die Jugendlichen leger in Jeans und Turnschuhe gekleidet, der Zweitjüngste sieht fasziniert dabei zu, wie einer der Jugendlichen den anderen, der sehr selbstbewusst und entschlossen in die Kamera blickt, ins Knie kneift. Sie lachen. Man könnte meinen, zwei Brüder würden während des Familienausflugs herumalbern. Die beiden Mädchen im Hintergrund wirken ernster.

Rundum wucherndes Grün des Gartens. Es ist Frühling, vielleicht Sommer. Sie wirken vertraut. Sie sehen einander nicht ähnlich, aber sie lachen auf die gleiche Art und Weise, man denkt, dass sie schon oft genau so miteinander gelacht haben. Eine gemütliche Szene in einem Stadtgarten im Herzen von Wien, wolkenfreier Himmel über Österreich. Grüne Felder um die Großstadt, angeordnet wie das Patchworkmuster einer großen Decke, erdige Töne, unterbrochen vom strahlenden Gelb der Rapsblüten, grüne Grenzen rund ums kleine Land. Grenzen, die man mit freiem Auge nicht sehen kann, die aber auf Landkarten umso mehr über Leben und Tod entscheiden können, wenn man nicht aufpasst. Früher an der Linie des Eisernen Vorhangs, heute an den Linien der vielen, vielen kleinen neu errichteten Grenzen, die statt des erhofften Asyls oftmals Internierung, Erniedrigung und Ausweisung bedeuten.

Mit wachsender Entfernung schrumpft die braungrüne Fläche nochmals zusammen, das große Blau greift in die Ränder der Kontinente, das Blau, das so viel größer ist als der Rest. Weiße Streifen von Wolkenfeldern darüberebreitet. Noch weiter weg: eine perfekte Kugel, die im großen Dunkel schwebt.

Kleiner, zarter Christbaumschmuck auf schwarzem Samt.

Angesichts dieses großen Dunkels ist es verwunderlich, dass die Menschen einander nicht alle als Brüder und Schwestern wahrnehmen können, auf einem mathematisch äußerst unwahrscheinlichen, zufälligen Wunder ausgesetzt, allein auf Millionen von Lichtjahren und äußerst froh darüber.

Aber nein, wenn man den Blick zurückbewegt aus der erdrückend unfassbaren Weite des Alls, näher, durch die Wolkendecke bricht, die Ränder der Landkrusten breiter und breiter werden, die Meere aus dem Gesichtsfeld drängen und man die braunen und hellen Flächen von Wüsten

und Eisflächen wiedererkennen kann, von Flüssen und Gebirgen, von Feldern und Sandebenen, wird man auch schnell erkennen, dass in manchen Gebieten Bomben fallen, ganze Städte in Flammen stehen, man sieht kleine verzweifelte Karawanen von Fliehenden, die darauf hoffen, eine der mutwillig quer durch den Kontinent gezogenen Linien lebend zu erreichen und zu überqueren, man sieht schrottreife Boote voller verängstigter Menschen, Erwachsene und Kinder, die versuchen, dem Krieg und Elend zu entkommen.

Mit Krieg kennt sich Mojtaba, der junge Mann, der so entschlossen in die Kamera lächelt, während sein Knie gewickelt wird, gut aus. Ebenso mit all diesen kleinen tückischen Linien, die sich auf den Landkarten durch Europa winden. Vor dem Lachen in Wien und nach dem Weinen in Afghanistan liegt ein großes Schweigen. Das Schweigen, hinter dessen weißem Rauschen seine Familie verschwunden ist, erst Vater und Mutter und die kleinen Geschwister, die in Afghanistan zurückgeblieben sind.

Kurz darauf der große Bruder, mit dem er aufbrach. Bei der Überfahrt wurden die beiden in zwei verschiedene Schlauchboote gesetzt.

Mojtabas Boot schaffte es übers große Blau.

Nach dem Blau begann das große Weiß.

Die weißen Flecken auf der Landkarte, die Europa und Österreich und Wien bedeuteten, das weiße Rauschen der Einsamkeit. Fremde Menschen, fremde Sprachen, fremde Sitten. Zu diesem Zeitpunkt war Mojtaba dreizehn Jahre alt. Mojtaba sagt aber nicht: Ich habe alles verloren. Er sagt: Ich habe alles gefunden. Er sagt das sehr sicher und ohne jeden Akzent.

Marion, die blonde Frau, die umringt von ihrer neuen Großfamilie auf dem Heldenplatz steht, sagt: Ich war so wütend. Ich wollte etwas ändern.

Der Auslöser für die konkrete Idee war eine Freundin, die mit ihrem Ehemann, der aus Nigeria stammt, große Probleme mit Behörden und Vorurteilen auszustehen hatte. Marion und Bernhard überlegten nicht lange, ob neben ihren beiden Söhnen und ihren Vollzeitjobs noch Platz für Neues war. Schade findet sie, dass sich nicht mehr Menschen an dem Projekt „connecting people“ beteiligen. Dem ist man geneigt zuzustimmen: Mehr Wutbürger von Marions und Bernhards Schlag würden vermutlich die ganze Welt in Einklang bringen können.

Sie errichteten die erste Brücke ins neue Hier und Jetzt,



das so anders war als alles, was Mojtaba zuvor gekannt hatte. Die Sprache, die Neuorientierung, die Schulausbildung, die Familienzusammenführung mit den in Afghanistan Zurückgebliebenen folgten.

Die weißen Flecken auf der Landkarte der gemeinsamen Geschichte füllten sich nach und nach, Worte füllten Mojtabas Schweigen, das er übers Meer mitgenommen hatte, erst englische Worte, später deutsche, weichten die gegenseitige Unsicherheit auf: Vor der ersten Begegnung waren noch alle Beteiligten in Aufruhr. Wie würde das wohl werden, so ein Blind Date mit einer neuen Familie? Wie das Verknüpfen völlig unterschiedlicher Vorgeschichten, Erfahrungen, Weltsichten?

Alles Bekannte ist naturgemäß ursprünglich etwas Fremdes. Erste zaghafte, kurze Besuche im Heim für unbegleitete jugendliche Flüchtlinge, dann Stadtrundgänge, es folgten gemeinsame Wochenenden. Schließlich zog Mojtaba ein, verbrachte nur noch die Pflichttage in seiner Unterkunft.

Eine Gemeinsamkeit, die das Eis zwischen den Kindern, damals neun und elf Jahre alt, brach, war Fußballspielen. Fünf gemeinsame Jahre verbinden sie nun.

Vor Kurzem hat das Rote Kreuz Mojtabas Mutter und vier seiner Geschwister ausfindig gemacht, irgendwo in Pakistan. Das machte den damals Siebzehnjährigen zum Familienoberhaupt, das Mutter und Geschwistern den Tod des Bruders übermitteln musste. Marion und Bernhard standen auch diesmal hinter ihm, bei der Suche, bei der Wiederbegegnung, die Mojtaba ersehnte und gleichzeitig fürchtete: Mojtabas Vater war verschwunden wie zuvor der ältere Bruder, verschwunden in einen neuen weißen Fleck neuen Schweigens.

Wer behauptet, die Welt sei hinreichend bekannt, der irrt. Unsere Welt ist übersät mit weißen Flecken des Unbekannten, des Gefürchteten, des Verschwundenen, und diese innere Landkarte ist in ständiger Bewegung.

Man kann nicht wissen, was das Morgen bringen wird, und nicht immer ist man sich des Gestern und seiner Wahrheiten sicher.

Trotzdem besteht der Mensch in diesem Ungewissen, besteht seit Jahrtausenden, besteht, weil gegen dieses Unberechenbare, das Unbeschreibliche, das, was einem nachts den kalten Schweiß über den Rücken jagt, seit Menschenentstehung eines entgegenwirken kann: das Miteinander, das Ineinander, das einen fängt und wärmt und einem kurzfristig Entspannung bringt, wenn man die Hand ausstrecken und es in tiefer dunkler Nacht berühren kann. Dieses Verbindende, das uns nebst unserer Erkenntnisfähigkeit zum Menschen macht. Ja mehr noch macht es uns zum Menschen, dieses Verbindende: eine tiefere Erkenntnis als das bloße Erfassen.

Es reicht ein Handausstrecken, um das Fremde für immer zu verändern.

Dazu braucht es Mut.

Die Großfamilie lagert entspannt auf den Steintreppen der Imperialgebäude.

Alle lachen. Die Sonne scheint. Ein Platz für Helden.



Aus: **KLAUS HOFSTÄTTER/ HERBERT LANGTHALER (Hg.): WELL. COME!. PORTRAITS VON JUGENDLICHEN FLÜCHTLINGEN UND IHREN PATINNEN UND PATEN**, Mandelbaum Verlag, 138 S., € 19,90

Neun namhafte AutorInnen erzählen in lebendigen Bildern von den Patenschaften des Projektes „connecting people“, das seit 12 Jahren jugendliche Flüchtlinge, die alleine nach Österreich gekommen sind, mit Menschen zusammenbringt, die Begleitung, Unterstützung und Halt geben.